

Jügen zu geben, die doch immer vor irgend einer Variante verschwindet. Diese, die unablässig wechselt, war zu v. um recht das veränderliche Gesicht der Minute zu treffen, und so wurde der Naturalismus durch seine eigene Lösung getrieben, im Wirklichen zu wählen, Nothwendiges und Zufälliges zu scheiden und, indem er also sich selber aus sich selber verleugnete, wieder den vergessenen Sinn der Kunst zu wecken, den nentlich Maurice Barrès gesagt hat: qu'une oeuvre d'art est surtout fait par l'élimination de tout ce qui n'est pas indispensable. Wohl, Veränderung der Natur durch Ton und Ordnung wurde wieder Befehl. Daher auch plötzlich der Eifer für die Japaner, diese Meister der rapiden Dominanten, der jetzt rings schon seine nützlichen und führenden Folgen zeigt.

So sind an der heutigen Malerei schließlich doch drei tröstliche Dinge vernehmlich, die sich zuletzt aus der Verworrenheit vieler Gefühle lösen. Man gewahrt, daß sie die besten Mittel, Schaum vor unmalersischen Wirkungen und einen reblichen geraden Drang zum „Rechten der Kunst“ hat. Es müßte jetzt nur noch ein heiter thätiger Held jene Kräfte nützen, diesen Begierden genügen, handelnd alles bewähren.

Manche glauben diesen Helden und Erlöser schon in James Mc. Neill Whistler gekommen. Der Ruhm des amerikanischen Dren, der jetzt gerade sechzig Jahre hat, ist heute groß und weit. In Paris und London gilt er lange. Gesuchte Gesehn, wunderliche Heden und ein unverwundlicher Haß der gemeinen bürgerlichen Meinungen machten ihn zuerst bekannt. Die Laien wußten mit seinen „Harnonien in Weiß“, „Symphonien in Blau und Rosa“, „Variationen in Grau und Grün“, die gefühlvoll jeden unmalersischen Reiz vermieden, wenig anzufangen, und es schien nährlich, wenn er, um die Stimmung zu fördern, der Kleidung seiner Diener, ja selbst den Tapeten und Wöbeln der Ausstellung die Farbe seiner Gemälde gab; auch raufte er mit allen Leuten, schmähte den großen Kustin grünlich, und die Menge um jeden Preis zu verblüffen, durch Zerschellen, ärgerliche Tracht und eine mit wüthender Gekerei in die Stirne zottelnde Locke, war immer sein unermüdlicher Eifer. Aber die Kenner mußten ihn achten und eine Geweinde pfler, doch sonatlicher Verehrer wuchs. Jetzt herrscht sein Name europäisch. Sein Bildnis des Grafen Montesquieu in „Schwarz und Gold“ war heuer der clou des Champ de Mars und in Antwerpen schlug er mit sechs Gemälden alle Rivalen. Es gibt nichts, das neben seiner Kraft und Ruhe bestehen könnte. Da scheinen die besten Künste der anderen Experiment und Spiel. Nur er zwingt. Man kann ihn nicht anders denken, als er ist, und seiner gelassenen, unabänderlichen, nothwendigen Existenz muß man sich fügen. Er zwingt wie eine That der Natur, die ja auch einmal ungeschicklich, böse, häßlich sein mag, aber nicht gelengnet werden kann. Wenn man von ihm spricht, an ihn denkt, seine Sachen sieht, kommt immer gleich der Name Velasquez. Sie sind im Geiste unzertrennlich. Nie gleichen sich zwei Künstler mehr. Er weiß, was seit Velasquez keiner: alles Malerische aus der Natur zu ziehen; und wie Velasquez reducirt er die ganze Welt auf malerische Zeichen und Siegel. Alles ist ihm Farbe und nur Farbe ist ihm das Wesen. Er kann nicht anders als in Farbe denken, fühlen, sprechen. Jede Meldung aller Sinne setzt sich ihm gleich in Farbe um und wird in Farbe vergolten. Er empfängt alles in Farbe und erwidert es in Farbe. Er gibt immer nur Dinge der sinnlichen Welt, weshalb er wohl ein Realist heißen mag, aber er gibt sie in Farbe verwandelt, auf ihren farbigen Wert gebracht, so daß diese nährlichen Dinge neu und anders scheinen, weil er sie ungeheuer vereinfacht und in einen einzigen Sinn nimmt, was sich sonst auf alle vertheilt. Daher die unendliche Lust der Augen an seiner Weise, weil sie sich da als Monarchen der ganzen Erde fühlen dürfen, die keinen anderen Sinn, kein Denken brauchen. Und man muß nur staunen, daß von dieser reichen Wonne nichts an das Gemüth dringt: jene Macht des Fiesole oder Leonardo, durch das Glüd der Sinne die tiefe Seele zu bewegen, fehlt ihm, wie sie Velasquez fehlte. Er wirkt immer weltlich, an der Fläche des Menschen, auf die Sinne. Seelisches weckt er nie. Und so wird er doch wohl, bei aller Größe und Gewalt, der kräftige Held der neuen Kunst nicht sein.

Audere vertrauen lieber auf Ferdinand Knopff. Man wird sich den wunderlichen Namen merken müssen. Der bairische Regent hat jetzt ein Bild von ihm gekauft und in die Pinakothek gegeben. Früher kannten ihn wenige. Er stellte aus in. Einiges war auf der Pariser Weltausstellung von 1889, bange, trübe, schauerliche Räthsel. Und dann im Salon der Rosenkruzer von Pelaban und in der Bonboner New Gallery. Oder man mußte in seine Drüseler Eingezogenheit bringen, draußen in der weiten, leeren, kahlen ras Saint Bernard, die hallt. Da schafft er seine dunklen Träume, einsam und schen. Er hat eine Bignette zu dem ersten Roman von Rodenbach gezeichnet, die todte Bruges darstellend. So gehen von ihm Fäden zur literarischen Jugend, zu Ethoud und Maeterlinck. Es ist die nährliche Note von melancholisch in sich schauendem Beginnen: taub gegen die sinnlichen Dinge, aber die seelischen mit Inbrunst hegend. Die gestaltet er. Er erinnert an Whistler: auch ihm wird alles Farbe; auch er kann in Farbe nur empfangen; auch er muß in Farbe stets erwidern. Nur ist es nicht die fremde Welt von draußen, sondern es ist die Tiefe der eigenen Seele. Er blickt einwärts, blickt in seine letzten und untrüblichen Gefühle. Diese flüdet er in Farben, die denn auch mehr als eine sinnliche Freude, die durch diese dem Gemüthe Bewegung oder Beschwichtigung geben: Forten nach innen gehen auf, Vergessenes wird laut, Dunkles hell, Geheimes

redet — er hat jene Macht der Seele wie Leonardo. Und so, wenn er nur erst noch die Spuren der englischen Schule von sich streift und die nahe Gefahr zu vermeiden weiß, vom Malerischen weg in das Poetische zu gerathen, mag er diese Hoffnung wohl verdienen.
Hermann Vahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Die erste Sitzung der neuen Session des österreichischen Abgeordnetenhauses war zunächst dem Exposé des Finanzministers über das nächstjährige Budget gewidmet. Der Vorgang spielt sich gewohnheitsmäßig jedes Jahr so ab, doch diesmal wirkte er vermöge der Persönlichkeit des Sprechers gewissermaßen als Premiere. Herr Dr. v. Plener hatte zum ersten Mal Gelegenheit, mit einem eigenen Budget vor das Haus zu treten, und man war mit Recht auf den Voranschlag selbst und noch mehr auf die einbegleitende Rede des Ministers gespannt. Nun, der Voranschlag hat die Erwartungen enttäuscht, er bringt im wesentlichen nichts besonderes, er wandelt die Wege, welche die Vorgänger, Herr Dr. v. Dunajewski und Herr Dr. Steinbach, gebahnt haben. Auch das Exposé hat nicht gewirkt, wie man erwarten mochte. Das Interesse, mit dem das Haus die Rede des Ministers aufnahm, verflüchtigte sich alsbald und Herr Dr. v. Plener vermochte nicht mehr als etwa ein Duzend Hörer festzuhalten, die auch nicht einmal ausharteten, sondern fortwährend wechselten. Die übrigen Mitglieder des Hauses ergaben sich, wie man es bei obskuren Dauerrednern zu beobachten gewohnt, zum Theil den Zerstreuungen der Couloirs, zum Theil der gruppenweisen Conversation im Saale, und als Herr Dr. v. Plener schloß, regten sich nur wenige Hände zum Beifall. Die Ercheinung ist auffällig nach zwei Seiten hin. Herr Dr. v. Plener hat als einfacher Abgeordneter sich immer das Ohr des Hauses und den stürmischen Beifall und die Gratulationen seiner Parteigenossen zu sichern verstanden. Der Wandel, der in diesen Außerlichkeiten eingetreten ist, hat seinen tieferen Grund. Er lehrt, daß Herr Dr. v. Plener als Minister nicht gehalten hat, was man sich — Freund wie Feind — von ihm verprochen hatte. In ihren Exposés haben die Vorgänger des Herrn Dr. v. Plener mit geistvollen Erörterungen, treffenden Apercus, neuartigen Ausführungen, kurz mit ihrer Individualität immer noch die Aufmerksamkeit des Hauses zu fesseln gewußt. Der ganze Halbkreis vor der Ministerbank war gedrängt voll, so oft sie einen neuen Voranschlag vor dem Hause besprachen. Herr Dr. v. Plener ist es nicht gelungen. Dem Oppositionsführer haben selbst die Gegner ephredietig gelauscht; vor dem Minister nehmen auch die Freunde Reißaus. Wie Herr Dr. v. Plener sich mit dieser Wandlung für seine Person abfindet, ist seine Sache. Für die deutsch-liberale Partei bedeutet sie einen Entgang an moralischer Kraft. Für die Allgemeinheit ist sie bedauerlich, weil die Stärke eines Parlamentes nicht zum wenigsten darauf beruht, daß auf den exponirten Posten interessante Individualitäten stehen, welche das politische Interesse des Hauses und der Bevölkerung draußen im Lande rege erhalten. Insofern ist der Übergang des Herrn Dr. v. Plener von der Stelle des Oppositionsführers zu der des Finanzministers ein doppelter Verlust. Wir haben jetzt einen interessanten Abgeordneten und einen interessanten Minister weniger.

Auch der Prager Ausnahmezustand kam in der ersten Sitzung des Abgeordnetenhauses zur Besprechung. Aus dem, was der Minister des Innern, Herr Marquis Baquchem, zur Begründung der Aufrechterhaltung des Ausnahmezustandes sagte, geht nur das Eine mit Sicherheit hervor, daß es leichter ist mit als ohne Ausnahmezustand zu regieren — eine Wahrheit, die schon Graf Cavour in eine Sentenz gebracht hat, deren scharfe Spitze gegen jene richtet, die mit Ausnahmezustand regieren. Da dies gegenwärtig bei uns die Minister sind, wollen wir das Wort des italienischen Staatsmannes nicht wiederholen. Dagegen sei ein anderer Ausspruch hiehergestellt. Er stammt von einem Souverän und ist an einen österreichischen Minister gerichtet gewesen. Nach den bekannten Karlsbader Beschlüssen, welche, modern gesprochen, den Ausnahmezustand über ganz Deutschland-Österreich verhängten, schrieb der Großherzog von Oldenburg an den Fürsten Metternich: „Den Umtrieben revolutionärer Grundzüge kann meines Erachtens nicht kräftiger entgegengefeuert werden, als ihnen zufriedene Unterthanen entgegenzusehen.“

Die Zufriedenheit nimmt in Osterreich unter dem Coalitionsministerium nicht zu. Es geht in den letzten Monaten in Osterreich turbulenter zu als jemals unter der Taaffe'schen Regierung. Man denke nur an Prag, Falkenau, Ostrau, Karwin und — letzten Donnerstag Abend — Wien. Bei den Wiener Vorfällen kann der Polizei der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie mit überflüssiger Schärfe vorging. Die Polizei mußte denn doch in den Straßen Wiens eine andere Haltung annehmen als ein Armeecorps in der Schlacht. Diesem mag es ziemen, sich selbst auf den Feind selbst auf der Flucht noch zu verfolgen; der Polizei, die mit Pferd und Säbel Wehrlosen gegenübersteht, genügt nicht. Ihr sollte, neben der persönlichen Empfindlichkeit ihrer Mitglieder, auch das gemeinsame patriotische Interesse an dem guten Ruf der Stadt und des Landes am Herzen liegen, welches durch willkürlicher Scener wie die vom Donnerstag Abend mehr geschädigt wird als durch einige unliebenswürdige Worte eines Arbeiters gegen einen Polizisten.

Im Abgeordnetenhaus wurde darüber debattiert, wer am Donnerstag Abend provocirt hat: die Arbeiter oder die Polizei? Wir möchten zur Steuer der Wahrheit einen Vorschlag wagen. Man frage die auf dem Plage gewesenen Berichterstatter der großen Wiener Wälder unter Zeugeneid darüber aus. Es wird sich dabei die sonderbare Thatfache ergeben, daß die Berichterstatter Anderes gesehen als geschrieben haben.

Der Abgeordnete Pernerstorfer wird von den coalitirten Blättern verhöhnt, weil er beantragt hat, daß der Ausschuss des Abgeordnetenhauses binnen vier Wochen über die Wahlreform Bericht erstatte. Das kann, sagt man, nur ein Ignorant verlangen. Nun, Herr Pernerstorfer mag sich